

glaube, liebe, hoffnung

taz freitag 20. august 2021



taz panterstiftung

RUSSLAND

Fotos von einem Leben, das es nicht mehr gibt

Vor einem Jahr gingen Zehntausende Belaruss*innen gegen ihren Machthaber Alexander Lukaschenko auf die Straße. Doch der ist immer noch da und alle Euphorie ist verfliegen. Auch die Angst ist wieder zurückgekehrt

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

„Uchodi!“, „Hau ab!“ Das war nur einer der Schlachtrufe, die 2020 in vielen belarussischen Städten zu hören waren. Der Adressat: Alexander Lukaschenko, der mit einer dreist gefälschten Präsidentenwahl am 9. August den Bogen endgültig überspannt hatte. Angeführt von drei Frauen gingen Zehntausende Belaruss*innen wochenlang auf die Straße – beiseelt von dem Wunsch, sich nach 26 Jahren des Autokratens zu entledigen. Viele von ihnen haben dafür einen hohen Preis gezahlt und tun das noch. Hunderte sitzen aus politischen Gründen in Gefängnissen oder haben ihr Land verlassen müssen.

Heute ist Lukaschenko immer noch im Amt. Aufbruchstimmung und Euphorie vieler Menschen sind Resignation und Verzweiflung gewichen. Und es könnte noch schlimmer kommen: „Wir werden zum Schnäppchenpreis an Russland verkauft“, schreibt Janka Belarus und meint einen Anschluss von Belarus an den Nachbarn.

Sie ist eine von drei belarussischen Teilnehmer*innen eines der zahlreichen taz Panter Osteuropaworkshops, die wir gebeten haben, Bilanz zu ziehen. Dazu gesellt sich unsere ukrainische Alumni Anastasia Magazowa, die 2014 die Krim verlassen hat. Ihnen allen ist gemein, dass ihr Wille, zu Veränderungen beizutragen, ungebrochen ist – allen Rückschlägen zum Trotz.

Nicht nachlassen, das gilt auch für die Panter Stiftung. Sie hat, nicht zuletzt dank der Unterstützung von privaten Spender*innen, ihre internationale Arbeit mit Journalist*innen seit 2011 ständig ausgeweitet. Das soll, ja muss auch in Zukunft so bleiben.

Barbara Oertel

Gaby Coldewey, Auslandsredaktion
Nadine Fischer, Gestaltung
Karoline Bofinger, Foto



Die Speerspitze der Revolution: Frauen halten bei einer Wahlkampfveranstaltung im Juli 2020 in Minsk Porträts von Swetlana Tichanowskaja, Veronika Tsepikalo und Maria Kolesnikowa in die Höhe
Foto: Natalia Fedosenko/ITAR-TASS/imago

Von Janka Belarus

In meinem Telefon ist nur noch wenig Platz, deshalb habe ich beschlossen, einige Fotos zu löschen. Und so klicke ich mich durch Fotos und Videos vom vergangenen Jahr und traue meinen Augen nicht. Das ist ein anderes Leben. Ein Leben, das es nicht mehr gibt. Die drei „Grazien“, wie die Belaruss*innen den Frauenwahlstab von Veronika Zepkalo, Swetlana Tichanowskaja und Maria Kolesnikowa genannt haben, halten in einem großen Stadtpark eine Wahlkampfveranstaltung ab.

Veronika spricht davon, dass viele Belaruss*innen wegen der ungünstigen wirtschaftlichen Lage weggingen: „Jedes Jahr, man stelle sich das vor, verlassen 40.000 Menschen Belarus. So viele Einwohner*innen, wie zwei mittelgroße Städte. Wir verlieren unser Volk!“

Aus heutiger Sicht erscheinen diese Worte naiv. Allein in diesem Jahr haben Hunderttausende Belarussen den Rücken gekehrt. Der Exo-

odus geht weiter, um sich in Sicherheit zu bringen. Diese Emigration ist erzwungen, ungerecht und schrecklich. Innerhalb von zwei Stunden packst du zusammen und denkst, dass du in einem oder zwei Monaten wieder zurückkehrst. Letztendlich findest du dich in einem unbekanntem Land wieder, praktisch ohne Geld und das für mindestens ein halbes Jahr. Genau das ist meiner Freundin Anna passiert. Sie musste überstürzt nach Vilnius ausreisen. Zuvor war sie von den Sicherheitsbehörden vorgeladen worden, weil sie sich in den sozialen Netzwerken geäußert hatte.

Ich klicke mich weiter durch die Fotos. Auf einem umarmt mich Maria Kolesnikowa und sagt: „Janka, ich werde dir niemals verzeihen, dass du es abgelehnt hast, für unseren Presdienst zu arbeiten (für den Präsidentschaftskandidaten Wiktor Babariko)“. Sie lächelt dabei.

Maria kenne ich seit 2015. Da war sie noch Flötistin und pendelte zwischen Minsk und Stuttgart. Wenn

mir damals jemand gesagt hätte, dass Maria eine politische Führungspersönlichkeit werden würde, hätte ich das nicht geglaubt.

Heute verstehe ich: Hätte ich zugestimmt, für Babarikos Kampagne zu arbeiten, hätte ich heute diese Zeilen für die taz wohl nicht schreiben können. Denn ich wäre dort gewesen, wo Maria Kolesnikowa und Wiktor Babariko jetzt sind – im Gefängnis. Und mir und meinem Kumpel Andrei Aleksandrow hätten 15 Jahre Freiheitsentzug wegen Landesverrats gedroht. Das ist schon Wahnsinn, wenn du Menschen hilfst, ihre Geldstrafen wegen der Teilnahme an einer Protestaktion zu bezahlen, und dir dann unterstellt wird, du würdest sie finanzieren.

Und da, ein Foto von den ersten Protestaktionen. Frauen in weißen Kleidern haben eine Menschenkette der Solidarität gebildet. Ein Mann hat einen Arm voll Rosen gekauft und verteilt die Blumen. Wo habe ich sein Gesicht schon einmal gesehen? Ach ja, genau, das ist Ste-

pan Latypow – der Mann, der jetzt nur deswegen in Haft ist, weil er Polizeikräfte gefragt hat, was sie im Hof seines Hauses taten.

Ein anderes Foto: Da stehe ich mit einem Plakat in der Hand, auf dem in belarussischer Sprache steht: „Zähl uns einfach!“ Das ist ein Appell an die Leiterin der Zentralen Wahlkommission Lidia Jermoschina, die verkündet hatte, dass 80 Prozent der Belaruss*innen für Alexander Lukaschenko gestimmt hätten. Freunde von mir waren Beobachter*innen in Wahllokalen und wissen ganz genau, dass diese Zahl eine Fälschung ist.

Ich klicke mich weiter durch die Fotos und beginne zu weinen. Ich sehe Schauspieler*innen des Freien Theaters, sie drehen mit dem Regisseur Aleksej Polujan gerade den Film „Courage“, der auf dem Festival Berlinale Special gezeigt wurde. Sie alle waren gezwungen, das Land zu verlassen. Ich sehe meine Kolleg*innen

„Ich lebe von Tag zu Tag und habe Angst, dass jemand an die Tür klopft“

Janka Belarus

aus dem Presseclub, die seit Anfang des Jahres im Gefängnis sind, weil sie angeblich keine Steuern gezahlt haben. Wir lächeln alle, sind voller Hoffnung. Und tatsächlich, wir haben Mut geschöpft. Wir glaubten an Veränderungen. Aber da wissen wir noch nicht, wie schrecklich diese Veränderungen für uns werden würden.

Ein anderes Foto: Ich binde mit meinen Nachbarn rote und weiße Bändchen an einen Zaun. Dann essen wir Torte und trinken Tee. Wir wissen noch nicht, dass bei den Betreibern des Hofchats auf Telegram bald Hausdurchsuchungen stattfinden und sie Belarus verlassen müssen.

Ich kann diese Fotos nicht löschen, sie sind meine Geschichte, meine Hoffnung. Das ist wie eine Retrospektive der Zivilgesellschaft, eine Fixierung der Ereignisse, wie der Faschismus im 21. Jahrhundert nach Europa zurückgekehrt ist.

Fortsetzung auf Seite 11

Erzeugt: 19.08.2021 13:54:10

Fortsetzung von Seite I

Ja, ich weiß, dass das schrecklich klingt. Aber das, was in meinem Land passiert, das ist Faschismus und ein Genozid am belarussischen Volk. In Belarus hat eine verbrecherische politische Gruppe die Macht an sich gerissen, der nichts heilig ist und an deren Händen Blut klebt. Sie versucht, alle kritisch denkenden Menschen in die Emigration zu drängen.

Wenn eine Person nicht freiwillig geht, dann bedeutet das, sie fährt ein. Das Ergebnis ist: Es bleiben nur diejenigen, die für Lukaschenko für „Stabilität“ sind. „Bei uns herrscht kein Krieg, ich habe Brot mit Butter.“ Das ist ein Satz, wie ein/e vorbildliche/r Belaruss*in nach Meinung der Staatsmacht sein sollte. Aber das ist eine Philosophie der Sklaverei.

Fragt mich jemand, welche Perspektiven ich sehe, sage ich mit Bedauern: Wir werden zum Schnäppchenpreis an Russland verkauft. Lukaschenko übergibt mein Vaterland an Präsident Wladimir Putin. Um seines eigenen Vorteils willen, ist er zu allem bereit. Er hat klar davon gesprochen, dass russische Panzer schon morgen einrücken könnten. Er glaubt nicht daran, dass ihn dasselbe Schicksal wie Ceaușescu (*rumänischer Diktator, er wurde am 25. Dezember 1989 hingerichtet; d. Red.*) ereilen könnte.

Aber offen gesagt ist Lukaschenko bereits ein politischer Leichnam. Und wenn Putin zu dem Schluss kommt, dass er eine Provinz Belarus braucht, wird Lukaschenko entfernt – physisch. Einen psychisch instabilen Gouverneur braucht Russland nicht. Leider muss ich fest-

stellen, dass das belarussische Volk nicht so leidenschaftlich ist, wie die Ukrainer*innen. Es lässt zu, sich verspotten und aus dem Haus werfen zu lassen. Es lässt zu, dass seine Unabhängigkeit verkauft wird.

Noch vor einem Jahr waren wir voller Hoffnung, wir versuchten zu protestieren, doch jetzt ist die Zeit der Depressionen angebrochen – der Depressionen und Repressionen.

Die Menschen gehen nicht mehr auf die Straße. Niemand zündet mehr in der Öffentlichkeit Kerzen im Gedenken an die Gestorbenen an, niemand geht mehr in weiß-roter Kleidung hinaus. Wir sitzen still in der Küche und trinken verbittert Wodka. Und wir hoffen auf ein Wunder. Doch kann es ein Wunder geben, wenn wir nichts tun? Ich habe keine Antwort auf die Frage: „Was wird sein?“ Ich lebe von Tag zu Tag und

habe Angst, dass jemand an die Tür klopfte. Ich versuche, so gut wie möglich meine Familie zu schützen. Ich will mein Land nicht verlassen. Hier ist mein Zuhause, meine Heimat.

Für die taz schreibe ich unter Pseudonym, damit sie mich nicht finden und in der Hoffnung, dass es Deutschland nicht egal ist, was in Belarus passiert.

Als wir uns mit der taz das „Minsker Tagebuch“ ausgedacht haben, konnten wir nicht ahnen, dass dieses Projekt so lange dauern würde. Ich möchte so gerne eine Folge schreiben, in der ich die Geburt eines neuen Belarus feiere, ohne Lukaschenko. An diesem Tag wird in Belarus der Sekt ausgehen, weil die Menschen auf den Straßen alle miteinander anstoßen. Ich glaube, dass dieser Tag kommen wird. Bestimmt. *Aus dem Russischen Barbara Oertel*

Die Zähne zusammenbeißen und durch

Die Arbeit belarussischer Journalist*innen, die noch in ihrem Land tätig sind, ist lebensgefährlich geworden. Viele sitzen bereits im Gefängnis. Doch einfach aufgeben ist keine Option

Von **Olga Jerochina**

Ich lebe seit Ende Oktober 2018 in Warschau. Ich war hierhergekommen, um für Belsat zu arbeiten – einen belarussischen Fernsehkanal, der noch nie eine Akkreditierung vom belarussischen Außenministerium bekommen hat. Die Leitung von Belsat sitzt in Warschau. Als Redakteurin der Webseite konnte ich nicht in Belarus bleiben. Nur von Warschau aus konnten wir die zahlreichen Streams machen. Damit das gleich klar ist: Ich werde alle Namen mit einem Buchstaben abkürzen. Einige der Mitarbeiter*innen leben noch in Belarus, andere haben das Land verlassen oder sitzen im Gefängnis. Auch außerhalb von Belarus haben die Menschen Angst – um geliebte Menschen, die dort geblieben sind. Ich habe mich schon lange dafür entschieden, offen zu sprechen. Dadurch habe ich mir den Weg nach Belarus versperrt. Für wie lange? Keine Ahnung.

Das ganze Jahr 2019 und Anfang 2020 habe ich Journalist*innen zum Streamen geschickt. Von Warschau aus koor-

dinierte ich die Arbeit von sechs Personen: zwei Kameraleuten, zwei Journalisten, einem Fotografen, einem Assistenten.

Im Sommer 2020 änderte sich alles. Ich hatte schon vorher gewusst, was zu tun war, wenn jemand festgenommen worden wäre. Ich kannte die Regeln der Okrestina (Untersuchungsfängnis in der Okrestinastraße in der Hauptstadt Minsk): Wie Zigaretten eingepackt werden mussten, damit sie angenommen wurden, wie Saft abgefüllt und Wurst geschnitten werden mussten, damit die Wachen diese Dinge nicht zurück-schicken. Plötzlich musste ich in die Rolle einer Journalistin schlüpfen, die ihre Kolleg*innen ins Feld schickte – ein Job, für den sie für 24 Stunden eingesperrt werden konnten. Über das Schicksal einer Person zu entscheiden – so eine Arbeit wünsche ich niemandem. Daran kann man sich nicht gewöhnen.

Vom Sommer 2020 an sagte ich, wenn ich unseren Journalist*innen einen Auftrag erteile: „Passt gut auf, lieber nichts aufnehmen oder an die Redaktion schicken. Das Wichtigste ist, in

Freiheit zu bleiben.“ Die Nicht-regierungsorganisation Reporter ohne Grenzen hat Belarus als den gefährlichsten Ort für Journalist*innen in ganz Europa bezeichnet. Das stimmt.

Im April 2020, vier Monate vor der Präsidentenwahl, wurde klar, dass der Wahlkampf ganz anders sein würde als der vorherige. Ein „Es wird schlimmer sein als 2010“ lag in der Luft. Damals waren die Proteste auf dem Platz der Unabhängigkeit gewaltsam aufgelöst und über 700 Menschen festgenommen worden. Wir sollten recht behalten – es wurde schlimmer. Schon Mitte Juni begannen wir damit, für unsere Journalist*innen spezielle Ausrüstungsgegenstände zu beschaffen: kugelsichere Westen, Helme, Atemschutzmasken, Baukopfhörer, die vor Explosionen schützen. Das geschah gerade noch zur rechten Zeit. Eine kugelsichere Weste rettete unsere I. Eine Kugel prallte ab und traf nur das Steißbein. Ihr Rucksack wurde von Gummigeschossen durchsiebt. Es ist offensichtlich schwierig, nicht zu bemerken, dass ein/e Journalist*in eine Weste mit der Aufschrift

„Presse“ trägt, oder? T. hatte keinen Kopfhörer aufgesetzt und erlitt eine Gehirnerschütterung – eine Granate war in der Nähe explodiert. So vergingen die ersten Tage nach der Wahl am 9. August. „Das hier ist ein Alptraum, ständig gibt es Explosionen“ – Nachrichten, von denen ich mich am 9., 10. und 11. August nicht aus der Ruhe bringen zu lassen versuchte. Doch meine Hände zitterten und ich begann, mehr als eine Schachtel Zigaretten am Tag zu rauchen. Wir bis-

sen die Zähne zusammen, arbeiteten und schliefen im Büro auf dem Boden.

Am 12. August weinte ich, als in Belarus das Internet wieder funktionierte und meine Mutter mich erreichte. Sie war gerade auf die Webseite von Belsat gegangen und hatte etwas über die Explosionen, Prügel in der Okrestina und Verletzte gelesen. Meine Freundin, ebenfalls Journalistin, hatte mir eine Stunde vor dem Anruf meiner Mutter erzählt, wie sie sich in einem Müllimer versteckt hatte, um der Omom (*Spezialinheit, die vor allem Jagd auf Demonstrant*innen macht; d. Red.*) zu ent-

kommen. Ich sprach mit meiner Mutter und brach in Tränen aus. Normalerweise versuche ich, nicht vor meiner Mutter zu weinen. Aber am diesem Tag konnte ich mich nicht zurückhalten.

In Belarus funktionierte das Internet nicht. Deshalb arbeitete jeder in unserem Team in Warschau bis zum Umfallen. Ich erinnere mich nicht mehr, was ich aß und wo ich schlief. Ich weiß

Als Redakteurin sehe ich, wie der Journalismus immer weiter ins Partisanentum abrutscht

nur noch, dass ich, obwohl mir morgens schlecht war, ein Taxi rief und wieder zur Arbeit fuhr. Wir in Warschau waren weit von Belarus entfernt, aber dank unserer mutigen Journalist*innen bekamen wir mit, was in der Heimat passierte. Bis heute weiß ich jeden Dialog auswendig.

Im Oktober wurde es noch schwieriger zu arbeiten. Gegen Teilnehmer*innen von Aktionen wurden erstmals massenhaft Strafverfahren eingeleitet. In den Augen der Staatsmacht sind Journalist*innen Teilnehmer*innen an Protesten. Wir tragen bereits seit einem Monat keine „Presse“-Westen mehr, das erregt nur Aufsehen.

Im November, nachdem Roman Bondarenko infolge von Schlägen gestorben war, kamen Menschen zu seinem Haus, um seiner zu gedenken. Wir streamten aus einer Wohnung. Katja Andreewa und Dascha Schulzowa dokumentierten, wie die Menschen auseinandergetrieben wurden, Explosionen und Festnahmen. Katja und Dascha wurden ebenfalls festgenommen. Im Februar 2021 wurden sie zu zwei Jahren Strafklonnie verurteilt.

Einen Tag nach der Festnahme von Katja und Dascha wurde auch die Journalistin von TUT.by, Katerina Borisewitsch, verhaftet. Sie hatte ge-

schrieben, dass im Blut von Roman Bondarenko kein Alkohol nachgewiesen worden sei. Das widersprach der offiziellen Version. Katja verbrachte sechs Monate im Gefängnis.

Im Frühjahr 2021 traf ich eine Entscheidung: Journalist*innen nicht mehr auf Reportage zu schicken. Fotografen sind jetzt nicht mehr mit Kameras unterwegs, sondern mit Telefonen. Offen zu sagen, du seist Journalist*in, ist, als ob du dich selbst einer Straftat bezichtigst würdest.

Unlängst verkündete das Eisenbahngericht in Gomel seine Entscheidung: Der TV-Kanal Belsat und die Verbreitungskanäle (soziale Medien, Webseite) sowie jede Erwähnung des Wortes Belsat sind extremistische Inhalte. Schock. Panik. „Olga, was tun?“ Weiterarbeiten. Egal, wo wir sind – ob in Warschau, Kiew oder Vilnius. Wir machen unseren Job.

Als Redakteurin sehe ich, wie der Journalismus immer weiter ins Partisanentum abrutscht. Immer häufiger verwenden wir Fotos von Leser*innen anstatt unserer eigenen. Wir bemühen uns nicht mehr um Kommentare von der anderen Seite. Wie durch ein Wunder schaffen wir es immer wieder, die Informationen zu überprüfen.

Nicht alle Journalist*innen haben Belarus verlassen. Und nicht alle werden gehen. Einige Leute aus meinem Team haben gesagt: „Ich gehe aus Prinzip nicht weg, selbst wenn mir Haft droht.“ Ich bin stolz auf diese Menschen, auf jeden Einzelnen von ihnen.

In dem Film „Spectre“ kommt folgender Satz vor: „Sie sind wie ein Drache in einem Hurrikan, Mr Bond.“ Genauso fühle ich mich jetzt auch: wie ein Drache, der vom Wind in alle Richtungen zerfetzt wird.

Schreiben, Journalist*innen herausholen und denen Anweisungen zum Überleben geben, die in Belarus geblieben sind. Und aufrecht stehen hinter dem Rücken mutiger Menschen, die ihrem Beruf treubleiben, egal was kommt. *Aus dem Russischen Barbara Oertel*



Still aus dem Film „Courage“ von Aleksei Polujan: Zu sehen ist ein Sonntagsmarsch der Opposition am 30. August 2020 in Minsk. Foto: Living Pictures Production

Retten, was noch zu retten ist

Ob Ökologie, Bildung oder Hilfe für kranke Menschen – der belarussische Staat macht systematisch Jagd auf alle NGOs. Die meisten stehen vor dem Aus

Von **Olga Deksnis**

Im vergangenen Jahr hat sich die Diktatur all derer entledigt, die gestört haben und mit der allgemeinen Politik von Alexander Lukaschenko nicht einverstanden waren. Allein im Juni wurden in Belarus mehr als 105 zivilgesellschaftliche Organisationen abgewickelt oder stehen kurz davor. Die Staatsmacht schließt Nichtregierungsorganisationen, die sich um Ökologie, Bildung, Kultur, Landwirtschaft gekümmert haben. Sie haben Menschen mit Einschränkungen unterstützt, Rentner*innen sowie Kindern und Erwachsenen mit genetischen und onkologischen Erkrankungen geholfen. Auf Anordnung von Alexander Lukaschenko erhalten Tausende Belarus*innen keine Hilfe mehr, die der Staat nicht bereitgestellt hat und dies auch in Zukunft nicht tun wird.

Vor fünf Jahren ging in Minsk das Medium *Imena* an den Start, das sich durch Crowdfunding finanziert. Viele Belarus*innen taten sich zusammen und lernten, Bedürftigen in schwierigen Situationen zu helfen. In dieser ganzen Zeit haben Privatpersonen und Geschäftsleute für Initiativen im Land umgerechnet rund 2,5 Millionen Euro gespendet. 39 soziale Projekte wurden ins Leben gerufen, 47.254 Menschen erhielten Hilfe. Im Non-Profit-Bereich hat die Plattform 211 Arbeitsplätze geschaffen.

„Ich verspüre nur Wut. Sie haben uns den Boden unter den Füßen weggezogen und ein Stück Leben aus uns herausgerissen“, sagt Ekaterina Kiselowa, Chefredakteurin von *Imena*. „Das ist unser Kind, für das wir alle unsere Kraft und Zeit investiert haben.“

Imena sei durch eine Entscheidung des Minsker Exekutivkomitees abgewickelt worden. Zwei komplett widersprüchliche Briefe habe *Imena* erhalten. „Uns wird vorgeworfen, dass wir seit 24 Monaten keiner unterneh-

merischen Tätigkeit nachgegangen sind. Aber dazu sind wir als Nichtregierungsorganisation gesetzlich nicht verpflichtet“, sagt Kiselowa.

Vierzehn Mitarbeiter*innen von *Imena* haben ihre Arbeit verloren und jetzt kein Einkommen mehr. Das Konto hat das Ermittlungskomitee blockiert, das Büro wurde versiegelt. „Wir konnten das Liquidationsverfahren nicht ordnungsgemäß durchführen, wie man das macht, nachdem etwaige Schulden beglichen sind“, sagt Kiselowa. Derzeit bereitet *Imena* mithilfe von Anwälten eine Klage vor, um zu retten, was noch zu retten ist. Doch die Hoffnung der Mitarbeiter*innen hält sich in Grenzen. „Nach den landesweiten Säuberungen und Durchsuchungen waren wir auf alles vorbereitet, doch nicht darauf, dass es so schlimm enden würde“, sagt Kiselowa.

Nichtregierungsorganisationen, das sind Aktivist*innen, die der Staatsmacht unbequem sind, ihr Denken, ihre Aktionen sowie ihr Einfluss auf die Gesellschaft sind nur schwer zu

„Sie haben ein Stück Leben aus uns heraus gerissen“

Ekaterina Kiselowa, Chefredakteurin von „Imena“

kontrollieren. Die staatliche Position lautet: Alle, die mit ihr nicht übereinstimmen, werden unterdrückt. Das ist nur eine Frage der Zeit. Der Mehrheit der Projekte droht die Schließung, denn finanziert wurden sie über die Plattform *Imena* per Druck auf den Knopf „Hilfe“, der jetzt nicht mehr funktioniert.

Im Rahmen des Projekts „Kinder-mädchen statt Mama“ besuchten Nannys Kinder, die sich selbst überlassen sind. Das Projekt „Genom“ hat

sich um Kinder und Erwachsene mit seltenen genetischen Erkrankungen gekümmert. Es gab Hilfsprojekte für Obdachlose und Waisenkinder. Die Gruppe „Angel“ (Engel) sucht landesweit nach Verschwundenen und hilft Opfern häuslicher Gewalt. Es gab eine Stiftung zur Unterstützung von HIV-Positiven, ein Hospiz, Unterricht für autistische Kinder und vieles andere mehr. Die meisten dieser Projekte werden bald schließen müssen.

Die Mitarbeiter*innen verlieren ihre Arbeit, die Bedürftigen ihre Unterstützung. Die Einzigtätigkeit der Plattform *Imena* bestand darin, dass bei jedem Projekt Geschichten entstanden sind, auf die sich Menschen eingelassen und geholfen haben.

„Wir haben die Arbeit so organisiert, dass alle Kosten über die Konten von *Imena* gelaufen sind. Das hat uns die Möglichkeit von Transparenz gegeben. Die Menschen haben uns vertraut. Laut Gesetz müssen wir unsere Rechnungslegung nicht öffentlich machen, aber für uns war es wichtig, alles auf unserer Seite zu veröffentlichen“, sagt Kiselowa. Vor einigen Monaten hätten die Mitarbeiter*innen von *Imena* selbst eine Überprüfung durchgeführt. Alle Berichte seien in Ordnung gewesen. Jetzt könne *Imena* nur noch moralisch unterstützen. Die Plattform habe alle Daueraufträge gesperrt, um zu verhindern, dass Belarus*innen Geld auf ein gesperrtes Konto überweisen. „Auf der ganzen Welt engagieren sich Menschen im Non-Profit-Bereich, weil sie dem Ruf ihrer Seele und ihres Herzens folgen und in einer Art ideologischen Mission unterwegs sind. Das wird jetzt schwer, aber wir glauben an bessere Zeiten“, sagt Kiselowa.

Viele Nichtregierungsorganisationen werden ihre Tätigkeit fortsetzen, aber das wird ihnen mit jedem Tag schwerer gemacht. Die Repressionen in Belarus werden weitergehen. *Aus dem Russischen Barbara Oertel*

Der Geist der Revolution lebt immer noch

Lukaschenko ist unfreiwillig zum Geburtshelfer der belarussischen politischen Nation geworden. Das erinnert an den Euromaidan in der Ukraine

Von **Anastasia Magazowa**

Ein schrecklicheres Jahr hat es in der Geschichte des modernen belarussischen Staates noch nie gegeben. Nur 365 Tage hat Diktator Alexander Lukaschenko, der sich bis heute für den belarussischen Präsidenten hält, gebraucht, um sein Land in ein Konzentrationslager mitten in Europa zu verwandeln. Alle seine Hauptwidersacher hat er hinter Gitter gebracht. Mittlerweile gibt es mehr als 600 politische Gefangene. Tausende von Belarus*innen waren gezwungen, ihr Land zu verlassen, um den Repressionen zu entkommen.

Lukaschenko schreckte nicht einmal vor staatlichem Terror zurück, als er eine Ryan-Air-Maschine zur Landung in Minsk zwang, weil der oppositionelle Journalist Roman Protasewitsch an Bord war. All dieser Irrsinn zeigt: Der Diktator klammert sich mit aller Gewalt an die Macht, vor deren Verlust er tödliche Angst hat.

Aber Lukaschenko hat nicht verstanden, dass alle seine Bemühungen nur den umgekehrten Effekt haben: Die Belaruss*innen werden ihn nie mehr als Staatsführer anerkennen. Er hat seine Legitimität in den Augen seines Volkes für immer verloren.

Das Wichtigste aber, was in Belarus passiert ist, ist die Geburt einer politischen Nation. Sechszwanzig Jahre lang hat Lukaschenko systematisch die belarussische Identität zerstört. Aber – Ironie des Schicksals – jetzt hat er selbst sie den Belaruss*innen zurückgegeben. Das erinnert an die Ereignisse in der Ukraine: Der russische Präsident Wladimir Putin wollte mit dem Krieg gegen das Land die Ukraine unter seine Kontrolle bringen. Doch das Gegenteil geschah: Mental hat die Ukraine die „russische Welt“ jetzt für immer verlassen.

Gleichzeitig sind die Unterschiede zwischen der belarussischen Revolution und der ukrainischen offensichtlich. Die Ukraine hat mit dem Euromaidan eine Wahl zwischen Russland und der EU getroffen. Belarus kämpft aktuell mit der Vergangenheit um die Zukunft,

gegen den Autoritarismus für die Demokratie. Obwohles auf den Straßen in Belarus keine Proteste mehr gibt, ist der revolutionäre Geist im Land nicht verschwunden. Lukaschenko hat die Schlacht gewonnen, aber den Krieg verloren.

Und er weiß: Vermindert er heute den Grad der Repressionen, dann kommt die Opposition schon morgen an die Macht. Davor hat nicht nur er Angst, sondern der ganze Machtapparat und die belarussische Elite. Denn sie werden sich genau wie Lukaschenko selbst für ihre Verbrechen verantworten müssen, weshalb sie versuchen, sich gegenüber dem Diktator loyal zu zeigen.

Jedoch hat nicht nur dies die Revolution in Belarus verhindert. Auch die demokratische Opposition selbst war nicht auf die Revolution vor-

„Machthaber Alexander Lukaschenko hat die Schlacht gewonnen, aber den Krieg verloren“

bereitet. Wenn ein Diktator praktisch dreißig Jahre an der Macht ist, wäre es naiv zu hoffen, ihn durch demokratische Wahlen stürzen zu können.

Und auch der Westen hat zu lange geschwiegen und die Ereignisse in Belarus lediglich beobachtet. So, als ob alles besser wäre als eine neue Konfrontation, die Lukaschenko noch weiter in die Arme des Kremls treiben könnte.

So reibt sich nur Russlands Präsident Wladimir Putin die Hände. Er weiß, dass der Westen sich kaum einer schleichenden Annexion von Belarus widersetzen wird. Zur selben Zeit erkennt Lukaschenko, dass die formale Unabhängigkeit von Belarus der letzte Trumpf ist, den er im Arme hat. Aber noch ist dieser Moment nicht gekommen, der belarussische Diktator wird sein eigenes Volk auch weiter unterjochen.

Aus dem Russischen Gaby Coldewey



Er bezahlte sein Engagement mit dem Leben: Roman Bondarenko. Belaruss*innen erweisen ihm am 20. November 2020 in Minsk die letzte Ehre. Foto: ap/picture alliance



Solidaritätskundgebung für Belarus auf dem Kiewer Unabhängigkeitsplatz (Maidan) im Oktober 2020. Foto: Serg Glowny/ZUMA/Imago



Auch Gefängnismauern können ihre Liebe nicht aufhalten

Kann Zuneigung zwischen zwei Menschen wachsen, wenn eine von beiden in Haft ist?
Minsker Tagebuch vom 31. 3. 21

Ehrlich gesagt, möchte ich ein Tagebuch aus Minsk schreiben, in dem es um den Frühling geht, um die Liebe und um „love cats“, und nicht über diesen Müll, der hier jeden Tag abläuft. Wenn man morgens Nachrichten liest oder in den sozialen Medien unterwegs ist, wartet man immer darauf: Gibt es vielleicht heute eine gute Nachricht, und sei es nur eine einzige? Aber stattdessen sieht man, wie es sich jedes Mal mehr verdüstert. Und versteht: Morgen wird es nur noch dunkler.

Übrigens habe ich dann doch eine Geschichte über die Liebe gefunden. Jana Orobejko und Walera Tomilin lernten sich im Juli 2020 kennen. Zum Herbst hin verloren sie den Kontakt, dann schrieb das Mädchen: „Sie haben meine Freundin geholt, jetzt holen sie wahrscheinlich

„Niemand ist mir als Mensch so nah wie sie. Ich denke, ihr geht es auch so“

Walera Tomilin, 25 Jahre alt

auch mich. Ich werde ruhiger, wenn du mir weiter schreibst.“ So geschah es: Jana wurde verhaftet. Sie war eine der neun StudentInnen, die am 12. November festgenommen wurden. Anklagepunkt: Organisation von Aktionen, die grob die öffentliche Ordnung gestört hätten. Darauf stehen drei Jahre Haft.

Seit vier Monaten schickt Walera ihr täglich einen Brief und jeden Samstag bringt er für sie ein Päckchen zum Gefängnis. Walera ist 25 Jahre alt, er arbeitet als Programmierer in einer Fabrik für optisches Gerät. Jana hatte an der Uni studiert und wollte Lehrerin für visuelle Kunst werden. Sie zeichnete Karten für politische Gefangene.

„Wir haben uns im Juli auf einer Veranstaltung kennengelernt“, erzählt der junge Mann. „Jana ist hübsch, klug und lieb, mit ihr zusammen war es leicht und fröhlich, darum hat sie mir sofort gefallen. Aber ich war in einer Beziehung, die kurz vor der Trennung stand, deshalb haben wir uns nur unterhalten. Und dann kam so viel Chaos in mein Leben: Revolution, Arbeit, Studium, Einberufung in die Armee, eine Covid-19-Infektion. Erst nach Janas Verhaftung habe ich verstanden, dass das alles Quatsch ist. Was auch passiert, wichtig ist, nicht zu vergessen, wer du bist, was du fühlst – und

dass man alles zu seiner Zeit tun soll. Ich denke nicht, dass Jana sich für Politik interessiert hat, sie möchte nur, dass es im Land normal zugeht. Dass Menschen würdig leben, dass die Menschenrechte eingehalten werden. Das Hauptproblem ist, dass die Belarussen nicht sie selbst sein können. Das ganze System ist darauf aufgebaut, so zu tun, als sei alles in bester Ordnung. Im Fernsehen erzählen sie, wie gut in unseren Fabriken gearbeitet wird. Wie gut die Menschen verdienen – aber in einem normalen Land muss man niemanden von so was überzeugen.“

Janas Familie lebt in Brest, sie hat vier Geschwister, von denen zwei noch nicht volljährig sind. Janas Mutter nennt Walera „den Verlobten“, er selbst hält sich nicht dafür. Obwohl, so sagt er, was ändert das? In einem seiner Briefe schrieb er: „Wenn sie dich in ein Straflager schicken, dann lass uns heiraten.“ Sie antwortete: „Keine schlechte Idee.“

„Ich hab das Gefühl, niemand ist mir als Mensch so nah wie sie. Ich denke, ihr geht es auch so. Selbst wenn nach ihrer Freilassung keine große Liebe zwischen uns entsteht, werden wir weiter Freunde sein. Und Freundschaft besteht darin, dass Menschen sich als Menschen lieben und einander helfen. Dazu kommt, dass ich das Gefühl habe, ihr helfen zu müssen. Ich finde nicht, dass sie mir nach ihrer Freilassung etwas schuldet und wir deshalb zusammenkommen müssen – das wäre unehrlich.“

Walera gibt monatlich etwa 150 Euro für Lebensmittel aus, die er Jana schickt, und für Zeitungs- und Zeitschriftenabonnements. „Ich würde sie gerne ins Kino oder Theater einladen, aber die Möglichkeit habe ich nicht“, sagt er. „Es bleiben nur Briefe, Lektüre und Päckchen. Ich schreibe ihr Nacherzählungen von Artikeln über Kunst und Geschichte ... Ich schreibe meine Gedanken nieder, erzähle, was ich bei der Arbeit gemacht habe. Von Anfang an war ich nicht sicher, ob die Umschläge Jana erreichen, deshalb habe ich entschieden: Wenn ich jeden Tag etwas schicke, durchbreche ich die Mauer der Zensur. Dann habe ich erfahren: Sie bekommt alles, aber mein Wunsch, jeden Tag mit ihr zu reden, blieb. Päckchen ins Gefängnis zu bringen – das ist nicht lustig, es ist notwendig. Jana braucht das. Und ich brauche es auch.“

Janka Belarus
Aus dem Russischen
Gaby Coldewey



Oktober 2020: Menschen demonstrieren am Denkmal des bekannten belarussischen Schriftstellers Yakub Kolas (1882–1956) gegen die Präsidentschaftswahlen in Minsk Foto: Stringer/Reuters

Kleine Geschichten jenseits der großen Politik

Mit der Onlinekolumne „Tagebuch aus Minsk“ begleitet die taz seit September 2020 die Ereignisse in Belarus. So wie es aussieht, wird es wohl noch einige Folgen geben

Von Gaby Coldewey

Ein gutes Jahr ist es her, dass die gefälschte Präsidentschaftswahl in Belarus die Belarussen*innen auf die Barrikaden gehen ließ und die größte Protestbewegung hervorbrachte, die das Land seit seiner Unabhängigkeit im Jahr 1991 erlebt hat. Fast genauso lange begleitet die taz die Versuche der Zivilgesellschaft, die 27-jährige Diktatur von Alexander Lukaschenko hinter sich zu lassen, mit dem Blog „Tagebuch aus Minsk“.

Janka Belarus (die Autorin schreibt aus Sicherheitsgründen unter Pseudonym) und Olga Deksnis, ehemalige Teilnehmer*innen der Osteuropaworkshops der taz Panter Stiftung, berichten im Wechsel über das, was seit einem Jahr in ihrer Heimat geschieht. Alle Texte erscheinen nicht nur auf Deutsch, sondern auch im russischen Original. Der Fokus liegt auf den kleinen Geschichten des Alltags – auf dem, was in der Medienberichterstattung häufig zu kurz kommt.

Das war und ist das ursprüngliche Anliegen dieses Projekts: die Geschehnisse in Minsk nicht nur mit Blick auf die großen, spektakulären Ereignisse, wie die von Lukaschenko verfügte Zwangslandung eines Urlaubsfliegers in Minsk am 23. Mai 2021, zu erzählen. Vielmehr geht es um die vielen kleinen Vorkommnisse, die das tägliche Leben der Menschen prägen. Aber wie viel Alltag kann es geben in einer Zeit, in

der die Angst vor Hausdurchsuchungen, Festnahme und Folter wie ein Damoklesschwert über den Menschen hängt? Menschen, die es wagen, für ihre Meinung auf die Straße zu gehen.

Und oft genug greift die „große Politik“ in den Alltag der Menschen in Belarus ein: Wenn die Machthaber alle Nivea-Produkte aus den Läden räumen lassen, weil die Kosmetikfirma ihr Sponsoring der Eishockey-WM in Belarus zurückgezogen hat. Wenn

Was macht es mit Menschen, wenn die eigene Ohnmacht allgegenwärtig ist?

es reicht, eine fast zehn Jahre alte Hose mit weiß-roter Borte zu tragen, um sich in Untersuchungshaft wiederzufinden. Oder wenn eine Rentnerin umgerechnet 180 Euro Strafe zahlen muss, weil sie eine belarussische rot-weiße Schaumzuckersüßigkeit zu einer Demonstration mitgenommen hat. Und wenn es immer schwerer wird, sich über aktuelle Geschehnisse zu informieren, weil nach und nach alle unabhängigen Medien abgeschaltet werden.

Was macht es mit der Psyche von Menschen, wenn die eigene Ohnmacht allge-

genwärtig ist verbunden mit dem Gefühl, sich nur noch im Kreis zu bewegen und nicht mehr voranzukommen? Wenn die Gewalt auf den Straßen zunimmt und immer mehr Freunde und Bekannte im Gefängnis landen?

„Ehrlich gesagt, möchte ich ein Tagebuch aus Minsk schreiben, in dem es um den Frühling geht, die Liebe und ‚love cats‘, und nicht um diesen Müll, der hier jeden Tag abläuft“, schreibt Janka Belarus Ende März. Um dann von einer Liebe zwischen einem Studenten und einer gleichaltrigen politischen Gefangenen zu erzählen.

Wie oft haben wir, die wir die russischen Originaltexte ins Deutsche übersetzen, immer wieder unruhig ins Postfach geschaut, wenn ein Blogbeitrag auf sich warten ließ. „Ist sie noch zu Hause oder schon im Gefängnis?“ Und nicht selten haben wir beim Übersetzen der brutalen Schilderungen und der Hoffnungslosigkeit, die aus einigen Texten spricht, selbst am Schreibtisch gegessen und geweint.

99 Folgen des „Tagebuchs aus Minsk“ sind bisher erschienen. Wir hatten im vergangenen September nicht damit gerechnet, dass es so viele werden würden. Aber wir werden weitermachen. Wir werden hoffen, bangen, manchmal weinen. Über positive Wendungen und Zeichen der Hoffnung, sollte es sie geben, werden wir uns jedoch umso mehr freuen.

taz.de/minsk

taz panterstiftung



Die taz Akademie fördert junge kritische JournalistInnen im In- und Ausland.

Spenden Sie bitte für unsere Projekte im Herbst diesen Jahres

taz Panter Stiftung
GLS-Bank Bochum
BIC GENODEM1GLS
IBAN DE97 4306 0967 1103 7159 00
www.taz.de/spenden
Ihre Zuwendungen an die gemeinnützige taz Panter Stiftung sind steuerlich absetzbar



Weitere Informationen unter stiftung@taz.de | Tel. (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/stiftung